

Magazin

DER EWIGE KRIEG

drogenpolitik

"DIE WAFFE IST DEIN LEBEN", SAGT DEISY, DIE GUERILLERA. WIE BEGEGNET MAN EINEM MASSENMÖRDER?

MITTE JULI WURDEN DREI DEUTSCHE IN KOLUMBIEN VERSCHLEPPT - ALS FAUSTPFAND IN EINEM BEINAHE VIERZIGJÄHRIGEN KAMPF ZWISCHEN LINKS UND RECHTS. UNSER

AUTOR TRAF DIE ANFÜHRER BEIDER PARTEIEN. UND STELLTE FEST: SOLANGE DIE WELT KOKAIN BRAUCHT, WIRD DAS MORDEN WEITERGEHEN.

VON ARIEL HAUPTMEIER
FOTOS: SAM FAULKNER
E

rst der dritte Tag unserer Reise, aber das könnte bereits der Moment sein, vor dem uns alle gewarnt haben. Eine Straßensperre, ein schlecht gelaunter Kommandant, ein Problem.

Der Paramilitär Cordillera, Revolver in der Hosentasche, will die Kamera von Sam, dem Fotografen. Weil der ihn geknipst habe. Stimmt zwar nicht, aber egal. Cordillera ist Anfang zwanzig, schwächling, verschwitzt und ziemlich angespannt. Den Kopf hat er herrisch in den Nacken geworfen - auf dieser Lehmpiste im Osten Kolumbiens, nahe der Grenze zu Venezuela, bestimmt er, wo's langgeht. Die Kokabauern, die uns den ganzen Tag begleitet haben, springen aufgeregt von der Ladefläche des Wagens.

Cordillera will die Kamera, Sam gibt sie nicht her, ich erkläre möglichst ruhig, wer wir sind, wo wir herkommen und was wir hier wollen, nämlich Kokafelder fotografieren und keine Straßensperren, nein, die interessieren uns nicht. Ich lächle unentwegt, Cordillera überlegt angestrengt, die Sonne brennt, schließlich gelingt es einem Mann namens Carlos, ihn zu überzeugen. "Ich setze meinen Kopf darauf,

dass kein Foto von dir auf dem Film ist", sagt er und tut so, als nähme er seinen Schädel ab.

Cordillera schwingt sich auf ein Geländemotorrad und fährt davon. Leider in die Richtung, in die wir auch müssen. Alle steigen wieder ein. Der Fahrer gibt Gas, dreht das Radio auf und nickt im Takt. Er hat sich seine gute Laune nicht verderben lassen, er kennt das schon, er fährt die Strecke jeden Tag. "Wie sind die Frauen in Deutschland?", fragt er grinsend.

15 Minuten später kommt die nächste Straßensperre in Sicht, eine Kette, die über die Fahrbahn gespannt ist. Zwei Dutzend Paramilitärs lungern dort herum, manche tragen schwarze T-Shirts mit Totenkopfaufdruck. Cordillera steht weiter hinten und schreit in ein Funkgerät.

Sam legt schnell einen neuen Film ein, falls ihm die Kamera doch noch abgenommen wird, aber Cordillera hat ein anderes Opfer entdeckt. Auf der Ladefläche unseres Autos sitzt ein junger Mann in einem weißen Hemd, um seinen Hals baumelt eine Kette mit einem goldenen Kreuz. Er muss absteigen. Er ist bleich. Er murmelt: "Ich werde meine Familie nie wieder sehen." Was geht hier vor? Lieber nicht nachfragen. Wir steigen ein und fahren weiter.

Später erfahren wir, was los war. Der Mann gehört ebenfalls zu den

Paramilitärs, hatte sich aber unerlaubt von seiner Einheit entfernt. "Cordillera wird ihn erschießen", sagt einer der Bauern. Die ganze Gegend hier wird von paramilitärischen Söldnern kontrolliert, und von den Kommandanten der Region ist Cordillera einer der gefürchtetsten. Er soll einen Mann getötet haben, indem er ihm mit einer Machete den Arm absäbelte. Scheibchenweise.

Das klingt so furchtbar, dass wir es nicht glauben wollen, doch die Bauern nicken. In diesem schmutzigen Bürgerkrieg wird längst nicht mehr nach irgendwelchen Regeln gemordet. Grob gesagt, geht es um Folgendes: Die Guerilla kämpft seit 37 Jahren für eine marxistische Revolution. Die Paramilitärs, rechtsextreme Todesschwadronen, kämpfen gegen die Guerilla, gegen deren Helfer, angebliche Helfer und alle, die ihnen in die Quere kommen. Deshalb töten Männer wie Cordillera sogar Bäcker, die den linken Truppen Brot verkaufen. Beide Seiten verdienen gut am Kokain und können sich modernstes Kriegsgerät leisten. Und dann gibt es noch die kolumbianische Armee, die gerade 1,3 Milliarden Dollar Militärhilfe von den USA gekriegt hat, um eine neue Front in dem alten, aussichtslosen Kampf gegen das

Quelle: SUE Magazin

Freitag

Nr:

Seite:

Süddeutsche Zeitung Magazin

10.08.2001

20

Kokain zu eröffnen.

Regierung und Guerilla verhandeln seit über zwei Jahren über den Frieden, trotzdem ist der Konflikt auch im vergangenen Jahr blutiger geworden und die Zahl der Entführungen hat zugenommen. Erst vor wenigen Wochen, am 18. Juli, fielen drei Deutsche in die Hände der Guerilla: der Entwicklungshelfer Ulrich Künzel, sein Bruder und ein gemeinsamer Freund. Künzel arbeitete in einem Projekt gegen den Koka-Anbau, weshalb die Behörden vermuten, dass die Guerilla mit der Entführung ein Ende der Giftsprühaktionen gegen die Kokapflanzungen erreichen will. Nur noch die Hälfte des Landes, das dreimal so groß ist wie Deutschland, wird von der Regierung kontrolliert, den Rest beherrschen illegale Gruppen; die Frontlinien verschieben sich täglich. Meist ist es ein Dschungelkrieg, Mann gegen Mann in unwegsamem Terrain, doch bisweilen ziehen die "Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia", die größte von drei Guerillagruppen, Tausende von Kämpfern zusammen, um Armeestützpunkte zu überfallen. So hat die FARC dem Staat schwere Niederlagen zugefügt und stand zweimal kurz vor Kolumbiens Hauptstadt Bogotá.

Die paramilitärischen Söldner werden von Großgrundbesitzern, Industriellen und Drogenbossen unterstützt, allen, die Angst vor sozialen Veränderungen haben. Lange Zeit hat der Staat die Söldner gewähren lassen, war sogar dankbar für die Unterstützung im Kampf gegen den Marxismus. Erst in letzter Zeit hat die Armee zaghafte begonnen, ihre alten Verbündeten zu attackieren, die viele Massaker an der Zivilbevölkerung verübt haben. Die Paramilitärs "säubern" Gebiete, die von der Guerilla kontrolliert wurden, nämlich durch Mord und Vertreibung. So

kommt es, dass zwei Millionen Menschen durch das Land irren - nur der Sudan und Angola haben noch mehr Flüchtlinge.

Wir sind nach Kolumbien gekommen, um jene zu treffen, die Schuld an diesem mörderischen Chaos haben: die Führer der FARC und der Paramilitärs. "Ausländische Journalisten rühren die Untergrundgruppen in der Regel nicht an", haben uns kolumbianische Kollegen gesagt.

Einige Tage nach der Begegnung mit Cordillera stehen wir auf dem Dorfplatz von San Vicente im Süden des Landes. Bunt gestrichene Flachbauten, Kramläden, ein paar Kneipen, ein Bordell - eine ganz normale Kleinstadt in Südamerika. Doch jetzt schlendern zwei Guerilleros über den Dorfplatz, erkennbar an ihren nagelneuen Ché-Guevara-Aufnähern.

San Vicente ist die Hauptstadt von FARClandia, dem Gebiet der Rebellen, das so groß ist wie die Niederlande. Vor drei Jahren zog die kolumbianische Armee ab, eine freundliche Geste seitens des Präsidenten Andrés Pastrana zum Beginn der Friedensverhandlungen. Eigentlich sollte eine "entmilitarisierte Zone" entstehen, doch die Guerilla verjagte Richter und Polizisten und machte das Gebiet zu einem Trainingscamp für ihre Aktionen im Rest des Landes. Neben militärischen Operationen und Terroranschlägen sind das vor allem Entführungen: An die 2000 Menschen hat die FARC im vergangenen Jahr gekidnappt, um ihren Krieg zu finanzieren, darunter Kinder, Alte, Lehrer und Ausländer.

Ihre zweite Geldquelle ist die "Besteuerung" des Koka-Anbaus. Beides lohnt sich: Die FARC soll eine Milliarde Mark pro Jahr umsetzen und ist 18000 Mann stark; damit ist sie die größte und am besten ausgerüstete Guerilla-Armee, die es in Südamerika je

gegeben hat.

Auch die Kämpfer auf dem Dorfplatz sind schwer bewaffnet, obwohl sie vom Einkaufen zu kommen scheinen - beide schleppen prall gefüllte Plastiktüten. Wir folgen ihnen zu einem grünen Haus, an dem schief ein "FARC"- Schild hängt.

Das Wartezimmer ist leer, bis auf den Genossen Lenin an der Wand. Von hinten dringt Musik, Ricky Martin und Christina Aguilera singen ihren Hit Nobody Wants To Be Lonely. Eine verhärmt aussehende Frau im Kampfanzug kommt nach vorn. Manuel Marulanda interviewen, den obersten Kommandanten der FARC? Sie legt die Stirn in Falten, lässt sich unsere Presseausweise zeigen und geht mit ihrem Funkgerät nach nebenan. Ein Mädchen serviert süße Limonade.

Manuel Marulanda, besser bekannt unter dem Kampfnamen Sicherer Schuss, ist der dienstälteste Guerillero der Welt. Er ist eine Mischung aus Don Quijote und Stalin, 71 bis 73 Jahre alt, so genau weiß er das selbst nicht. Seinen Kampf gegen den Staat begann er 1948, als die sozialistische Idee noch in voller Blüte stand, und auch von deren Untergang hat er sich nicht beirren lassen. Er ist ein Meister des Untergrundkrieges, stur, misstrauisch und bauernschlau. Mit eisernem Willen und großem taktischem Geschick hat er aus einem versprengten Haufen eine riesige Armee geformt, deren jugendliche Kämpfer auf den Mythos seiner Unbesiegbarkeit eingeschworen sind. Marulandas Legende begann 1964, als er eine kommunistische Landkommune zusammen mit 48 Bauern gegen mehrere Tausend Soldaten verteidigte. Seitdem hat die Armee ein Dutzend Mal seinen Tod bekannt gegeben - genauso oft tauchte Sicherer Schuss wieder

auf.

Die Guerillafrau kehrt zurück. "Marulanda gibt keine Interviews", erklärt sie, "seit Jahren nicht, auch jetzt nicht." Aber wir sollten doch nach Los Pozos fahren. Dort verhandeln Regierung und FARC über den Frieden, manchmal tauche Marulanda überraschend auf.

Am nächsten Morgen fahren wir los. Rechts und links der Schotterpiste ragen verkohlte Baumstümpfe aus den Wiesen, dazwischen grasen Kühe. Am Horizont die Bergkette, in der Marulanda die FARC einst gegründet hat. Von den Baumstümpfen abgesehen, sieht es hier aus wie in der Schweiz. Drei Straßensperren und eine Stunde später erreichen wir Los Pozos. Die Verhandlungszone besteht aus einer Halle ohne Wände, einigen mintgrünen Bürocontainern und etlichen stroh- gedeckten Pavillons. Regierungssekretärinnen und Guerilleros begrüßen uns freundlich. Ein Interview mit einem Kommandanten? "Vielleicht später", vertröstet uns ein Mann im Kampfanzug und bedeutet uns, an einem nahen Pepsi-Stand zu warten.

Wir gesellen uns zu den kolumbianischen Journalisten, die dort die Zeit totschiagen. Wie der Stand der Verhandlungen sei? Da können die Kollegen nur müde lächeln. In drei Jahren hätten sich Regierung und FARC auf so gut wie nichts geeinigt, nicht mal auf einen Waffenstillstand. Einziges greifbares Ergebnis der Gespräche sei ein Gefangenenaustausch gewesen, ansonsten seien die Positionen weiterhin entgegengesetzt: Die Regierung wolle über Entführungen, Überfälle auf Polizeistationen und Zwangsrekrutierungen reden. Die FARC über Arbeitslosigkeit, Armut, Ungleichheit.

Nach zwei Stunden beschließen

wir, die Umgebung zu erkunden. Im Wald, keine fünfhundert Meter hinter der Verhandlungszone, entdecken wir ein Guerillacamp. Einen Moment lang sind wir unschlüssig. Dann schlendern wir an den Wachen vorbei.

Ein Pfadfinderidyll. Zelte in Tarnfarbe, Betten aus rohen Brettern, dazwischen Hühner, Hunde, Schweine. Zwei Jungen scherzen sich gegenseitig die Haare, auf einem der Betten liegt ein Paar, höchstens 16 Jahre alt sind die beiden. Auf allen Betten stehen grüne Tornister, fertig gepackt. Würde die Friedenszone aufgehoben, die FARC hätte sich innerhalb weniger Stunden in Luft aufgelöst.

Eine junge Guerillera sitzt unter einem Baum im Gras, vor sich ein Stück Plastikfolie, darauf ihre zerlegte Kalaschnikow, zwei Zahnbürsten und ein Fläschchen Öl. Mit einem Lappen fährt sie über den Lauf der Waffe. Das gekrümmte Magazin schrubbt sie mit der Zahnbürste. Als sie mich bemerkt, lacht sie. Ich schlendere hinüber und setze mich neben sie ins Gras.

"Die Waffe ist dein Leben", sagt sie, "es ist wichtig, dass sie immer gut geputzt ist."

Sie zeigt mir ihren Rucksack. Darin ist alles, was sie hat. Drei Kampfanzüge, fünf Paar Unterwäsche, T-Shirts, ein Schminktäschchen, ein Walkman, ein Block, auf dessen Seiten nichts geschrieben steht, alles in durchsichtige Plastiktütchen eingewickelt. Sie nennt sich Deisy, ist zwanzig und hat vor fünf Jahren die halbe Matratze im Haus ihrer Eltern gegen ein Holzbett und ein bisschen Anerkennung bei der FARC getauscht. Mehr als Deisy besitzt keiner der Guerilleros, Sold wird nicht gezahlt. Aber sie kämpft ja für etwas, für "Gleichheit und Gerechtigkeit", für "Brot, Ärzte und Schulen für die Armen". Sie fragt:

"Was denkt man in Deutschland von der FARC?"

"Man denkt vor allem an die Entführungen", sage ich.

"Entführungen? Davon weiß ich nichts", sagt sie und schaut so erstaunt, dass ich es ihr glaube möchte.

Später fragt Deisy: "Würde meine Uhr auch in Deutschland funktionieren? Gibt es bei euch auch eine Guerilla? Scheint bei euch auch der Mond?" Und immer wieder: "Was denkst du von uns?"

Plötzlich ein Pfiff. Deisy springt auf und läuft zu den anderen Guerilleros, die sich in der Mitte des Lagers in einer Reihe aufstellen. Ein kleiner, dicker Kommandant erscheint, unterm Arm einen schlappen Lederball. "Fútbol!", befiehlt er. Das gilt auch für die Gäste aus Alemania. Die Äquatorsonne knallt auf den staubigen Platz, bald können wir nicht mehr mithalten. Die Rebellen springen ineinander, dass die Gummistiefel knallen, es sind grimmige Streiter, die Kampfkraft der FARC ist hoch, doch das Problem ist die fehlende Strategie: Alle stürzen sich auf den Ball, niemand gibt ab. Misstrau deinem Nächsten, lautet eine der Maximen von Sicherer Schuss.

Endlich, am Nachmittag, hat einer der Kommandanten Zeit. Er heißt Simón Trinidad, trägt eine getönte Pilotenbrille und einen verwaschenen Kampfanzug. Bevor er Karriere bei der FARC machte, arbeitete er bei einer Bank. Heute gehört er zu den fünf Sprechern, die mit der Regierung verhandeln.

Trinidad führt uns zu einem strohgedeckten Pavillon. Leider hat jemand den Tisch fortgetragen, aber zwei Plastikstühle stehen noch da. Trinidad nimmt Platz, stützt sich auf seine Kalaschnikow und beginnt zu reden.

"Philosophischideologisch" sei die FARC "marxistisch-leninistisch", erklärt er, was nicht heiße, dass

man "gescheiterte sozialistische Modelle kopieren" wolle. Aber eines sei sicher: "Wir wissen, dass sich die Welt in Richtung Sozialismus bewegt."

Die Agenda der FARC ist lang: Das Land brauche eine "politische Wende" und eine "neue ökonomische Basis", die den "Menschen in den Mittelpunkt" stellt, eine "Landreform", die "Aussetzung des Schuldendienstes", dazu die "Revision der Verträge mit multinationalen Unternehmen", die "Demokratisierung der Presse, des Bodens und der Industrie", eine "Neudefinition der Banken", die "Verstaatlichung strategischer Betriebe" und die "Investition von fünfzig Prozent der Steuern in soziales Wohlergehen."

Nur - wie soll das gehen? Die FARC ist extrem unbeliebt, wende ich ein, laut Meinungsumfragen unterstützen höchstens drei Prozent der Bevölkerung die Guerilla.

"Aha. Und wie erklärst du dir dann" - im Eifer der Debatte beginnt er, mich zu duzen - "dass die FARC heute, zwölf Jahre nach dem Zusammenbruch des Sozialismus, mehr Männer und Waffen hat als je zuvor?"

Weil die "Besteuerung" des Koka-Anbaus viel Geld bringt, antworte ich, und weil Bauernkinder für ein Paar Gummistiefel gern zu "Carlos Marx" konvertieren.

"Weil uns immer größere Teile der Bevölkerung unterstützen", hämmert er, "die Umfragen der imperialistischen Presse sind gefälscht!"

Glaubt man Trinidad, steht die Revolution kurz bevor. "Kolumbien kämpft", redet er sich in Rage, "gerade heute sind Busfahrer, Lehrer und Krankenschwestern in den Streik getreten. Bald werden sich Bauern, Indianer und Studenten anschließen! Das Volk wird sich erheben! Und wir, die

FARC, werden den Kampf organisieren, denn wir haben die Waffen!"

Auch international ist die FARC isoliert, bemerke ich, vor allem, weil sie durch Entfüh...

"Wir entführen nicht", unterbricht er mich, "wir behalten ein. Und zwar jene, die sich weigern, ihre Steuern zu bezahlen. Wer soll den revolutionären Kampf bezahlen? Wer? Wer finanziert das Essen, die Kleidung, die Waffen?" Trinidad macht eine Kunstpause. "Die Reichen. Jeder, der mehr als eine Million Dollar besitzt, muss Steuern an uns zahlen. Wer das nicht tut, wird einbehalten."

Ich frage Trinidad, unter welchen Bedingungen seine Truppe die Waffen niederlegen würde.

"Niemand werden wir die Waffen abgeben!", entrüstet er sich, "wir werden die Streitkräfte des neuen Kolumbiens sein. Wir lassen uns nicht mit 42000 Quadratkilometern abspeisen" - er meint FARCLandia - "wir werden im ganzen Land die Macht übernehmen, sei es mit Hilfe eines Friedensvertrages, sei es auf revolutionärem Wege. Wir warten, bis sich die politische und ökonomische Krise verschärft und das gesellschaftliche Bewusstsein gereift ist, dann stürmen wir voran."

Zufrieden lehnt sich Trinidad zurück. Nach 37 Jahren Krieg fühlt sich die FARC der Revolution näher denn je. Die Verhandlungen hat sie genutzt, um sich militärisch zu stärken, zu Kompromissen scheint sie nicht bereit. Es geht ihr gut im Untergrund, außerdem befänden sich die Guerilleros auch nach einem Friedensschluss im Visier der Todesschwadronen. Von FARCLandia aus betrachtet, sieht Frieden gefährlicher aus als Krieg.

Am nächsten Morgen sind wir auf dem Weg zu einem Kokabauern, um zu fragen, wie viel "Steuern" er zahlen muss, da kommen uns zwei Geländewagen entgegen. "Tirofijo!", ruft der Taxifahrer aufgeregt -

Sicherer Schuss. Es gibt Journalisten, die monatelang in der Verhandlungszone gewartet haben, ohne den Alten zu sehen. Wir wenden. >

Als wir in Los Pozos ankommen, sitzt Sicherer Schuss - den Namen verdiente er sich als Jugendlicher bei der Vogeljagd - mit gefalteten Händen auf einem weißen Plastikstuhl. An einem Zaun, dreißig Meter entfernt, steht eine Hand voll Journalisten. Ständig fahren neue Wagen vor, Kameraleute springen heraus und bauen ihre Geräte auf. Doch nichts passiert.

Der legendäre Krieger sieht aus wie ein ganz normaler Opa vom Lande. Er hört zwei Kommandanten zu, die ihm respektvoll Bericht erstatten. Seine Jeans hat er in die Gummistiefel gesteckt, ein Handtuch über die Schulter geworfen, am Gürtel hängt ein Lederköcher mit Machete. Er sitzt da, kratzt sich am Kopf und sagt kein Wort.

Ein kleiner schwarzer Hund läuft zum Zaun, gefolgt von einer Frau um die vierzig. "Der Hund gehört Marulanda", raunt der Taxifahrer, "und da kommt seine Freundin Sandra." Sie hat die Haare zu einem Knoten zusammengesteckt, eine elegante Erscheinung, trotz ihres Kampfanzugs.

Sicherer Schuss hat ein Problem mit der Presse, doch seine Freundin plaudert gern mit uns. Manuel habe eine Farm gekauft, sagt sie, da gäbe es viel zu tun und das sei vor allem ihre Aufgabe, da er den ganzen Tag am Funkgerät verbringe. Übernachten würden sie weiterhin in einem Camp, da fühle er sich sicherer. Wenn ihm der Krieg Zeit lasse, gehe er am liebsten spazieren. Ein Interview mit dem Kommandanten? Sie will ihn gern fragen. "Manuel ist immer noch ein sehr guter Schütze", vertraut sie uns schon mal an, "aber er schießt nicht mehr

auf Vögel. Er mag es nicht zu töten."

Nach eineinhalb Stunden später hat Sicherer Schuss genug gehört. Er steht auf und geht zum Zaun. "Ich möchte heute nicht sprechen", brummt er in Richtung der Journalisten, "Ich will Sie nur begrüßen. Danke." Er beginnt, über den Zaun hinweg Hände zu schütteln.

"Ein Grußwort an Kolumbien", lockt einer der Reporter.

"Nein...fragen Sie Kommandant Raul." Marulanda dreht sich um und steigt in den Geländewagen. Der Hund klettert auf seinen Schoß, Sandra setzt sich ans Steuer und gibt Gas. Als die Revolution in Kuba siegte, schien es, als würde die Welt ein wenig moderner, freier und gerechter werden. Sicherer Schuss und seine Bauernarmee hingegen würden, falls sie gewannen, das Rad um Jahrzehnte zurückdrehen, vielleicht so, wie damals Pol Pot in Kambodscha. Längst kämpft die FARC nicht mehr für Gerechtigkeit, sondern nur noch für Erhalt und Ausdehnung der eigenen Macht. Bis sie eines Tages bereit ist für den letzten Befehl ihres greisen Kommandanten: die "finale Offensive" auf die Hauptstadt Bogotá.

Einige Tage später fliegen wir nach Caucasia im Nordwesten Kolumbiens. Dort herrschen die Paramilitärs. Nach wochenlangem höflichem E-Mail-Verkehr haben wir eine Einladung von Carlos Castaño bekommen, ihrem Chef, dem meistgesuchten Mann des Landes. Entsprechend konspirativ sind seine Anweisungen: "Seien Sie am Dienstag, 6.30 Uhr, am Flughafen von Caucasia", stand in der letzten Mail, "man wird Sie abholen."

Castaño, 36, will Kolumbien von der Guerilla befreien und stürzt das Land dabei immer tiefer ins Chaos. In den vergangenen Jahren hat er die paramilitärischen Todesschwadronen geeinigt, die es

überall im Land gab, unter dem Dach der AUC, der "Vereinten Bürgerwehren Kolumbiens". Lange war Castaño alleiniger Kommandant, nach internen Streitigkeiten ist er jetzt "politischer Direktor", während ein neunköpfiger Generalstab die militärischen Aktionen plant.

Castaños Krieg begann aus Rache. 1980 tötete die FARC seinen Vater, einen Großgrundbesitzer. Zusammen mit seinem Bruder gründete er eine berüchtigte Todesschwadron und mordet seitdem in wechselnden Allianzen. So kämpfte er Anfang der Neunziger gegen den Kokainkönig Pablo Escobar und ließ rund 1000 von Escobars Männern töten. Mit dem gleichen Hass stürzte sich Castaño auf die Guerilla. Seine Männer sabotieren den Friedensprozess, wo sie können, sie haben die Guerilla selbst in ihren Hochburgen im Süden des Landes attackiert und der FARC die Kontrolle über riesige Kokafelder entrissen. Die Paramilitärs schwimmen in Geld, ihre Organisation umfasst rund 8000 perfekt ausgerüstete Krieger. Und der Nachwuchs steht Schlange, schließlich verdient ein AUC-Söldner doppelt so viel wie ein regulärer Soldat.

Die Morgensonne ist noch mild, als wir vor dem Flughafengebäude stehen, einem weißen Schuppen mit integrierter Imbissbude. Ich habe schlecht geschlafen. Sicher, Castaño hat uns eingeladen und ausländischen Journalisten passiert in Kolumbien selten etwas. Andererseits - wie begegnet man einem Massenmörder? Was passiert, wenn etwas schief läuft? Neben Tausenden Bauern und Guerilleros haben seine Männer auch mindestens zwei Dutzend einheimische Journalisten auf dem Gewissen. Von der Organisation Reporter ohne Grenzen ist er deshalb kürzlich unter die weltweit

zehn größten "Feinde der Pressefreiheit" gewählt worden.

Da kommen zwei Kerle auf uns zu, der eine dick und mit Schnauzbart, der andere dünn und mit goldenen Schneidezähnen. "Alemania?" Ich nicke. Vier Stunden dauert die Fahrt im silberfarbenen Geländewagen, hinauf in immer einsamere Gegenden. Unsere Begleiter reden kein Wort. Schließlich bremst der Wagen vor einem Unterstand, der aussieht wie ein Grillhäuschen im Harz. Zahlreiche schwer bewaffnete Männer mit blauen AUC-Armbinden stehen herum. Die Aussicht ist fantastisch, grüne Hügel verlieren sich im Dunst der Tropen. Einer der Männer holt eine Obstschale aus dem Unterstand.

Eine Viertelstunde später kommt ein Geländewagen eine staubige Piste hinabgefahren. Gleichzeitig treten an die fünfzig Kämpfer aus dem Dschungel. Sie halten ihre Gewehre lässig in der Armebeuge und stehen reglos auf dem Hügelkamm, wie im Winnetou - Film, bevor die Apachen angreifen.

Der Wagen bremst, die Beifahrertür geht auf, ein kleiner Mann im Kampfanzug springt heraus und marschiert auf uns zu, den Kopf energisch nach vorn gereckt. "Ich bin Carlos Castaño", sagt er heiser und streckt die Hand aus. An seinem Gürtel baumelt eine Handgranate. "So, aus Deutschland kommen Sie", sagt er, nachdem wir uns an einen Holztisch gesetzt haben, "ein respektables Land. Fünf Kriege hintereinander, immer wieder aufgestanden, eine erstaunliche Fähigkeit zur Genesung." Und dann steigert er sich in eine heisere Tirade hinein, die eine halbe Stunde dauern wird.

Er sei ein "antisubversiver Zivilist", der für den "Rechtsstaat", die "Freiheit des Unternehmers" und die "Demokratie" kämpfe. Die AUC verteidige die "Mittelschicht" und

wolle "in Europa bekannt werden", denn man sei "einmalig und unabhängig" und keineswegs "der verlängerte Arm der Armee". Das Ganze gipfelt in dem Satz: "Die Unfähigkeit des Staates, seine Bürger zu beschützen, hat uns zum Wachstum gezwungen."

Ich erinnere ihn an die 83 Massaker, bei denen seine Männer im vergangenen Jahr mindestens 577 Zivilisten umgebracht haben sollen. In Alto Naya zum Beispiel, zu Ostern, töteten Paramilitärs rund vierzig Bauern. Mehrere der Opfer wurden anschließend mit Motorsägen zerstückelt.

"Ich erkläre Ihnen, was dort passiert ist", sagt Castaño. "Es gab starke Gefechte. Wir haben uns zurückgezogen. Wer blieb? Die Guerilla. Die hat den Reportern erzählt, die bösen Paramilitärs hätten Leute geköpft. Sie selbst haben die Leichen verstümmelt!", zetert er. "Falls meine Männer wirklich Personen mit Motorsägen geköpft haben, werde ich mich morgen der internationalen Justiz stellen."

Je größer die AUC wird, desto zahlreicher wird die Guerilla, wende ich ein, er erreicht genau das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt.

"Nein, die Friedensverhandlungen sind es, die die Guerilla stärken."

Warum entvölkert er ganze Dörfer?

"Wenn wir in eine Zone kommen, die vorher von der Guerilla beherrscht war, sagen wir: >Gehen Sie. Verlassen Sie diese Gegend. < Das Leben steht für uns an oberster Stelle."

Seine Männer sollen große Teile des Drogenhandels übernommen haben.

"Niemals!", entrüstet er sich, "der Drogenhandel ruiniert das Land noch mehr als die Guerilla! Schreiben Sie das auf", befiehlt er, "wir kämpfen gegen den Drogenhandel. Aber solange Koka

angebaut wird, autorisiere ich meine Leute, Steuern darauf zu erheben."

Ich denke an den Paramilitär Cordillera und seine Straßensperre, ganz am Anfang der Reise. Seine Aufgabe ist es, die Kokabauern zu durchsuchen. Sollte einer versuchen, Paste zu schmuggeln, den Grundstoff für Kokain, um sie anderweitig zu verkaufen - er würde umgehend hingerichtet. Das weiß natürlich auch Castaño. Aber er kann ja versuchen, das Gegenteil zu behaupten. Erstaunlich viele Journalisten sind schon auf seine Propaganda hereingefallen.

"Werden Sie mich erschießen, wenn ich etwas Schlechtes über Sie schreibe?", frage ich.

"Caramba!", regt er sich da auf, "ich weiß, dass ich eine Bestie bin! Schreiben Sie einfach: Er ist wild, er ist gewalttätig, er ist ein notwendiges Übel." Und dann lacht er über meine Frage, ein raues Lachen, und seine Leibwächter stimmen ein.

In diesem Augenblick ruft jemand: "Hubschrauber!"

Castaño springt auf, berät sich kurz mit einer der Wachen und lässt sich eine Kalaschnikow reichen. "Die Zivilisten bleiben hier", ruft er noch und eilt los, zusammen mit zwei Leibwächtern. Sie rennen den Berg hinunter, während die anderen Wachen den Hügel hinauf stürmen. Die 50 Kämpfer, die vorhin so malerisch die Hügelkette gesäumt haben, sind verschwunden.

Ich habe keine Ahnung, was passiert und bleibe sitzen. Werden wir angegriffen? Aber von wem? Sollen wir uns auch verstecken? Aber wo?

Der Helikopter taucht hoch über den Bäumen auf - und fliegt vorbei. Zehn Minuten später sitzt Castaño wieder am Tisch. "Wenn wir angegriffen worden wären", erklärt er, "wäre ich nach unten marschiert, meine Männer hätten

den Gipfel verteidigt. Bis die Armee gemerkt hätte, dass ich nicht mehr da bin, wäre ich längst über alle Berge gewesen."

Es wird schwer sein, Castaño zu verhaften. Und nähme man ihn fest, es würde wenig nützen. In der AUC gibt es Kommandanten, die noch viel radikaler sind, die nicht nur der Guerilla, sondern auch dem Staat den Krieg erklären wollen. Die AUC hat geschworen zu kämpfen, bis der letzte Guerillero tot ist. Da das nie der Fall sein wird, werden sich die Paramilitärs noch lange im Dschungel verstecken und das Land mit Krieg und Chaos überziehen.

Castaño redet zwei Stunden lang, er untermalt seine Hassausbrüche mit Schlägen auf den Tisch und fiebrigem Gerutsche auf seinem Hocker. Seine Weltsicht ist ähnlich grotesk wie die des Guerilla-Kommandanten. Simón Trinidad glaubt, für soziale Gerechtigkeit und die Befreiung der Landbevölkerung zu streiten, Castaño begründet seinen Kampf mit dem Recht auf Selbstverteidigung. Doch keiner der beiden sieht, was wirklich los ist im Land. Dass die Leute die Nase voll haben von der Gewalt. Einfach nur müde sind. "No más", lautet die Losung der Friedensbewegung. No más. Es reicht.

Nach dem Ende des Gesprächs werden wir zu einem Ausbildungslager der Paramilitärs gebracht - Castaño hat sich als guter Gastgeber erwiesen und schnell ein Besuchsprogramm organisiert. Am nächsten Morgen holt uns Pablo ab, der oberste "Sozialarbeiter" der AUC. 17 Krankenschwestern habe man, 69 Sozialarbeiter und einen Arzt, und die müssten wir jetzt kennen lernen, sagt er barsch.

Während der Fahrt kommt Pablo ins Plaudern. Er ist um die fünfzig, klein und jähzornig. "Wenn man einen grausamen Feind hat, muss

Quelle: SUE Magazin

Freitag

Nr:

Seite:

Süddeutsche Zeitung Magazin

10.08.2001

20

man noch grausamer sein", sagt er und bohrt mit der Antenne seines Funkgerätes im Ohr, "wenn die Guerilla zehn von uns getötet hat, haben wir 20 von ihnen getötet." Richter, die Guerilleros freilassen, seien militärische Ziele, genau wie Journalisten, "die alles verdrehen". Gefangene könne man nicht machen, denn "Guerilleros gehören in die Erde, damit etwas aus ihnen wächst."

Wir besichtigen zwei Krankenstationen, dann geht es zu Castaños ehemaliger Ranch, mittlerweile ein Stützpunkt der Paramilitärs. 1990 entdeckte die Polizei dort ein Massengrab mit 24 verwesenen Leichen, einige trugen deutliche Spuren von Folter. Wissen Sie etwas davon, Pablo? "Ich habe das Massengrab mit einem Bagger geschaufelt", bekennt er. "Wir haben die toten Guerilleros auf Lastwagen geladen und die Körper in das Loch gekippt."

Drei Wochen lang sind wir durch Kolumbien gefahren. Wir haben gesehen, wie Frauen um ihre Männer weinten, Jugendliche zur Waffe griffen, um den Tod ihrer Eltern zu rächen, und Familien vor dem Krieg flohen. Wir haben uns gefragt, wie Kolumbien aus diesem Labyrinth der Zwietracht
(g+j)

herausfinden kann. Wir waren ergriffen von der Schönheit der Landschaft, haben uns anstecken lassen von der Fröhlichkeit der Menschen, und waren erstaunt, wie gelassen sie die Gewalt hinnehmen. Ein ums andere Mal haben wir gelernt, dass der Tod alltäglich ist in Kolumbien. Doch so deutlich wie bei dieser Autofahrt hatten wir seine Nähe noch nicht gespürt.

Die Ranch kommt in Sicht. Pablo bremst und zeigt auf eine Viehtränke.

"Dort drüben war unser Lager und dort war das Massengrab."

Er gibt Gas. Gibt es mehr Massengräber hier in der Gegend? "Eines haben sie gefunden", sagt Pablo listig, "es gibt etliche andere."

"Wie viele haben Sie gebaggert?" "Drei, vier."

"Mit wie vielen Leichen?"

"Puh, Zahlen...hundert...mal mehr, mal weniger. Die übrigen Leichen hat der Fluss fortgespült."

Wir sind da. Mittagessen. Ich stochere in meinen Bohnen. Pablo ist schon bei der zweiten Portion. "Wie gefällt Ihnen Kolumbien denn nun?", fragt er kauend. I

"DIE WAFFE IST DEIN LEBEN", SAGT DEISY, DIE GUERILLERA. WIE BEGEGNET MAN EINEM

MASSENMÖRDER?

Bildunterschrift: Paramilitärische Söldner bei einer Übung in der Nähe von Caucasia im Norden Kolumbiens. Der leere Blick des Paramilitärs schockiert noch mehr als seine Vermummung (links). Seine Kamera- den üben eine Geiselnbefreiung (unten). Eine Schwester trauert um ihren Bruder, der in Barrancabermeja hingerichtet wurde, vermutlich von Paramilitärs (oben links); Strategieschulung im Guerillacamp (oben rechts); "En busca de la paz", auf der Suche nach Frieden, steht auf dem gepanzerten Polizeiwagen in Barrancabermeja, (Mitte links); Carlos Castaño, Chef der Paramilitärs und meistgesuchter Mann Kolumbiens (Mitte rechts); der legendäre Guerilla-Kommandant Manuel Marulanda, genannt Sicherer Schuss, lässt sich von seiner Freundin nach Hause fahren (unten links); die junge Guerillera Deisy an einer Straßensperre (unten rechts). Alltag in Barrancabermeja: Eine Mutter beerdigt ihren Sohn. Kontrollposten der Nationalpolizei am Magdalena-Fluss, im zentralen Erd-ölgebiet Kolumbiens.